

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Garry.

1) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred Bentz

Elias wickelte sich in seine Betttücher, wies Speise und Trank fort, um nur ja nicht zu Kräften zu kommen, und sah so unglücklich aus, daß die Diakonissin, die sich den Grund seines Stimmens gar nicht erklären konnte, mehrmals mit dem Blick nach dem an der Wand aufgehängten, auf Stramin gestickten Vers hinwies:

„Befiehl dem Herrn deine Sorgen
Und hoffe auf Ihn!“

Seine Verzweiflung milderte sich allerdings am nächsten Tage, als die Oberin ihm gestattete, auf der Veranda, der Schwester Cäcilie gegenüber, am Tische Platz zu nehmen. Diese wand immerfort Dornenzweige, und er fabrizierte nun Kreuze aus Olivenstäben dazu. Wenn sie eine Krone vollendet hatte, reichte sie ihm dieselbe hinüber und er nagelte sie an sein Kreuz und lehnte sie dann in Reih' und Glied neben die anderen gegen die Balustrade. Später sollten sie nach Europa versandt werden, zum Verkauf in Wohltätigkeitsbazaren zum Besten des Diakonissenhauses von Zion.

Da er mit seiner Arbeit oft früher fertig wurde als sie, pflückte er dann wohl eine Passionsblume von der Laube ab und betrachtete neugierig diese Blüte, die inmitten ihres Perlmuttersternes die Attribute der Passion trug: die Nägel, den Schwamm, den Hammer und die Krone, und die der Sage nach am Ostermorgen auf der Schwelle des Grabes erblüht sein sollte. Er sann:

„Es ist doch merkwürdig, wie hier alles, alles sich auf Ihn bezieht, alles von Ihm beeinflusst wird, alles sich Ihm anpaßt: die Steine, Tiere, Pflanzen, Menschen; und dabei soll man nun denken, daß Er vielleicht niemals gelebt hat.“

Aber Schwester Cäcilie rief ihn bald wieder durch ein Lächeln zur Arbeit zurück.

Dann sagte er sich, während er seine Stäbe wieder zur Hand nahm:

„Und Er hat doch gelebt, sei es auch nur hier und in diesem Lächeln!“

Manchmal plauderten sie.

Dabei beichtete er ihr seine Hoffnungen, bitteren Erfahrungen, Entmutigungen. Sie schien ihn zwar nicht völlig zu begreifen, aber sie bedauerte ihn, und dieses Mitleid genügte ihm. Uebrigens dachte er selbst, während er so redete: „Wie nichtig ist das alles und wie fern.“ Er blickte um sich. Auf der Galerie, die den inneren Hof durchzog, ruhten noch andere, in weiße Planellanzüge gekleidete Kranke, und andere Diakonissinnen in blauer Kleidung klebten gepresste Blumen in Albums oder stückten Bibelsprüche auf Sophasissen.

In der Luft schwebte ein süßer Duft. Durch die dicken Hospitalkauern drang kein Geräusch von außen herein. Man kam sich von der ganzen übrigen Welt getrennt vor, getrennt vom lärmenden Jerusalem, in Schutze eines mystischen Verstecks, wo alles nur Frieden, Wohlsein, Andacht atmete.

Elias dachte bei sich: „Vielleicht kann ich nach meiner vollständigen Genesung als Krankenwärter hier bleiben.“

Manchmal erzählte Schwester Cäcilie ihm von ihrer Familie. Sie war die älteste Tochter eines elsässischen Pastors, dem zwei Frauen neun Kinder geschenkt hatten. Im Alter von achtzehn Jahren war sie barmherzige Schwester geworden, und alle ihre Ersparnisse sandte sie für die jüngeren Geschwister nach Hause.

Manchmal auch saßen sie schweigend nebeneinander.

Man hörte dann, wie die Eidechsen über das Laubendach huschten, und wie die Knospen der Passionsblumen mit dem weichen Laut eines Kusses aufbrachen. Wie Schneeflocken sahen die Schwesterhäubchen auf der Veranda aus. Von Zeit zu Zeit löste sich eine Piane vom Gitter und glitt, nachdem sie Schwester Cäcilies Wange gestreift hatte, liebevoll über Elias Stirn.

Dann durchschauerte es ihn.

Unten im Schlafraum für die Eingeborenen lag ein Hirte aus Bethlehlem. Man hatte ihm ein Bein amputiert, ihm

jedoch seine Schalmel gelassen. Zeitweise spielte er darauf. Ach, war das süß, süß und klagend. Es war, als ob alle Weidepläße von Ephrata auf dem Hospitalhofe fängen, als ob all ihre grünen Säfte und all ihre schwermütigen Düste auf diesen Melodien schwebten. Ein wunderbares Heimweh schlich sich dann in die Laube. Elias ließ sein Kreuz sinken, blickte Schwester Cäcilie an und träumte . . . Und sie errötete und zerstaubte sich die Finger an den Dornen ihrer Krone.

Eines Tages fragte er sie:

„Sind Sie ganz glücklich?“

„Ja,“ antwortete sie ausweichend, „denn ich liebe die Armen und Kranken.“

„Auch ich habe sie geliebt, aber mir hat es das Glück nicht gebracht!“

„Weil Sie dieselben nicht in Jesu Christo geliebt haben!“

„Christus! . . . Ich habe ihn gesucht, doch nirgends gefunden. Weder in Jerusalem ist er, noch anderswo.“

„Er ist überall; aber vielleicht haben Sie nicht recht verstanden, ihn zu suchen.“

„Schwester Cäcilie, wollen Sie mir helfen, ihn zu suchen? Wollen Sie, daß wir ihn gemeinsam suchen?“

Er hatte sich vor der vor ihm Sitzenden auf die Knie geworfen.

„Schwester, liebe, teure Schwester, wollen Sie, daß wir ihn gemeinsam suchen? Sagen Sie mir, wollen Sie?“

Sie war blaß geworden, sehr blaß, und ihre Hände zitterten in seinen, die sie umklammerten.

Sie blickten einander an, prüfend, bis auf den Grund ihrer Seele. Dann verschleierten sich die klaren blauen Augen Cäcilies; sie senkte die Lider und fing sanft zu weinen an, ohne zu wissen, ob sie weinte, weil sie Jesum verließ oder der Liebe entgegenging.

Einige Wochen später wurde Elias Jamain mit Schwester Cäcilie in der kleinen Kapelle der Diakonissinnen getraut, die des Platzmangels wegen zu gleicher Zeit als Apotheke diente. Drogengerüche ersetzen den Weihrauchduft, als vor dem mit einer schwarzen Decke überhängten Tische Pastor Fischer im schwarzen Talar ihre Hände vereinigte und dazu die Worte sprach:

„Der Herr segne Euch und behüte Euch;
Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Euch
und sei Euch gnädig;
Der Herr hebe sein Angesicht über Euch
und gebe Euch Frieden.“

Die Neuvermählte hatte ihr blaues Diakonissengewand anbehalten. Auf ihren blonden Haaren trug sie eine Krone aus Passionsblumen. Schwestern, Kranke und Arme waren ihre Hochzeitsgäste.

5.

Ihre Hochzeitsreise machten sie nach Galiläa und ließen sich bei der Abmessung der Länge ihrer kleinen Etappen nur vom Wetter und ihrer Laune leiten.

Bei Tagesanbruch weckte sie Lärchengesang; ihr Frühstück war nach Thymian duftende Ziegenmilch, die ihnen ein kleiner, noch vom perlenden Morgentau schimmernder Hirtenknabe in einem Lederbecher brachte.

Sinter ihnen brach man die Zeltstangen ab, zog die Pflöcke aus, rollte den Bezug zusammen, und dann brachen beim Klang der Schellen die Maultiertreiber auf, die sie erst wieder kurz vor dem nächsten Saltepläße überholten.

Sie blieben dann allein mit ihren Pferden, die auf die Gerstengarben schnoben, um den Staub fortzublasen.

Gern hielt Elias sich noch eine Weile auf dem verlassenem Lagerplatze auf. Wehmütig betrachtete er die beiden veräugerten Steine des primitiven Herdes und den abgerupften Rasentreis, der die Stelle bezeichnete, worauf das abgebrochene Zelt gestanden, die Stelle, wo er geliebt hatte, wo morgen wieder neues Gras sprossen, wo ihre Spur auf ewig ausgelöscht sein würde.

Dann hob er Cäcilie in seinen Armen empor, drückte sie einen Augenblick an seine Brust und setzte sie dann in den Sattel, der breit und tief war wie ein Thron. Nun erst kam der kleine Führer, um sie zu holen und besetzte die Halfter der alten, einäugigen Stute am Schwanzriemen seines Fells. Elias folgte auf einem reinblütigen Genast von Jemen.

Die Hufe der Tiere glitten auf den feuchten Steinen aus, Schlangen zischten unter den Disteln, die Nebel verzogen sich.

Im Osten taucht ein Bogen rosigen Lichtes am Himmel auf. Rosige Fluten wälzten sich darüber hinweg. Wie Kronen aus Rubin funkelten die Gipfel in Juda; über Moab wogte es wie ein purpurner Gazeschleier und die näher gelegenen Hügel von Ephraim schienen ebenso viele blühende Pfirsichbäume zu sein. Je höher aber die Sonne stieg, desto mehr nahm Palästina wieder sein ödes, fahles Aussehen an. Graue Steine, fahles Strauchwerk, gleisende Regungslosigkeit und Stille.

Elias liebte diese öde Traurigkeit, die sein Glück um so auffälliger hervorhob; in dieser absoluten Einsamkeit konnte er besser dem Gesange seines Herzens lauschen.

Meistens schwiegen sie, ihre Pferde gingen im Schritt, und so dicht nebeneinander, daß ihre beiden Schatten auf dem Wege in einen verschmolzen.

Wurde die Hitze zu stark, so spannte er einen großen Archäologen-Sonnenschirm auf, faßte seine Frau um die Taille und küßte, während er sie auf einer Seite vor der Sonne schützte, auf der anderen ihren schneeigen Nacken.

Vor ihnen ritt der kleine Führer, der sich niemals umblückte, und blies seine schwermütige, einschläfernde Melodie, während die schwarzen Troddeln seines Sattel- und Zaumzeuges lustig zwischen den grauen Beinen des Esels im weißen Begeftaube hüpfen.

Oft verengerte der Pfad sich zwischen den Felsenmauern und Dornenheiden. Dann blieb Elias etwas zurück, um Cäcilie passieren zu lassen. Ihr Reismantel aus ungebleichter Bastseide paßte ausgezeichnet zu der Farbe des Gesteins, ihr wehender, blauer Schleier zu der des Himmels. Und wenn er sie so blond, so blau durch die unendliche Dede des „Verheißenen Landes“ vor sich dahinziehen sah, fühlte er, daß in ihr sich alles vereinigte, was er in dieser Welt wünschte und in der anderen erhoffte.

Gewöhnlich machten sie in irgend einem weltverlorenen Weiler Halt, oder an einem biblischen Orte, fast immer im Schatten eines Delbaumes oder am Rande eines Ziehbrunnens.

Der Eseltreiber zog dann unter seinem Padsattel eine Matte, und aus der Tiefe seines Mantelsackes falte Speisen hervor. Manchmal kamen Hirten herbei, um an der Mahlzeit teilzunehmen. Zum Tausche dafür gaben sie Salz und Speierlein ein Liedchen auf ihrer Flöte. In ihren Mänteln aus Tierfellen und den wie Fiegenohren herabhängenden Kopftüchern ähnelten sie den Tieren ihrer Herden, deren scheuer, unruhiger Blick und scharfer Geruch ihnen ebenfalls eigen war.

Auch Kinder von wildem und schönem Aussehen wagten sich schüchtern heran; sie brachten Sträuße aus Asphodelen und Cyclamen, die sie den Reisenden von weitem zuwarfen, und stoben dann schrill zwitschernd wie aufgeschreckte Schwälbchen, so schnell sie laufen konnten, davon.

Vom Brunnen her erschallte in regelmäßigen Zwischenräumen der dumpfe Laut der Waschläuel; kurz und jäh, wie auf Pfeilen abgeschneilt und im Sonnenglast vibrierend, riesen klare, metallische Stimmen sich von Hügel zu Hügel an. Allmählich aber verstummte, von der großen Schlafruntheit des All befallen, jedes Geräusch. Die Sonne verzehrte den ganzen Raum. Alles flammte. Steine, Sträucher, Menschen, Tiere, ja sogar der Schatten leuchtete im Widerscheine auf. Von der Sonne verzehrt, erstarrte die Erde unter einem goldenen Leichentuche.

Frau Jamain schlief an der Schulter ihres Gatten ein, und er wiegte sich in Träumen, in denen, wie jetzt um sie herum, alles in Licht getaucht war und in tiefem Schweigen vor Freude strahlte.

Nachte der Abend, so setzten sie sich wieder in Marsch. Und an allen Quellen erneuerten sich patriarchalische Szenen. Evangelische Legenden verkörperten sich und wurden in ihrem Rahmen lebendig.

Elias fühlte jetzt den biblischen Geist in sich. An diesen Orten ward ihm der verborgene Sinn der Gleichnisse klar, und er wurde wieder gläubig.

Oft zogen Karawanen vorbei. Von ferne zeichneten sich gegen den blassen Himmel die Kameelhöcker wie eine Kette dunkler Kluppen ab; beim Näherkommen glitten sie schweigend wie stille Barken vorüber, nur hinter den Schleieren hervor riesen sonore Stimmen ihr:

„Salaam aleikum!“

Borani Elias antwortete:

„Friede sei mit Euch!“

Dann meinte er, sich zu seiner Frau wendend:

„Ach, Cäcilie, gibt es wohl einen schöneren Gruß, als den ihren? Diese Leute allein verstehen das Leben, da sie sich den Frieden wünschen. Den Frieden, Cäcilie, den Du mir gegeben hast!“ —

Die Pferde wiehern und setzen sich in Galopp. Sie wittern das Lager, die Tränke und das Futter.

Die vorausgeeilten Maultiertreiber haben bereits die Zelte aufgeschlagen. Eine Rauchsäule steigt zwischen zwei Steinblöcken kerzengerade empor, wie ein Brandopferrauch. Und rund herum hocken im Halbkreise Gestalten, wie zur Zeit der Propheten, in hellen und dunklen Gewändern und ergöhen sich am Dufte des Fleischtopfes.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom alten Roßmäbler.

Zum 100. Geburtstag am 3. März.

Jäh mußte! Sichtlich und doch stark stehen diese zwei Wörtlein auf dem Lebensbuche dieses Mannes, der, einer Leipziger Kupferstecherfamilie entsprossen, als ein akademischer Naturforscher sammelnd und mit Wort und Zeichenstift emsig beschreibend begann und schließlich als ein höchst ernsthafter Volkslehrer sein Leben beschloß. Weit hin wurde dieser Volkslehrer gehört, und wir Sozialdemokraten haben durchaus begründeten Anlaß, eine Gelegenheit, wie sie ein hundertster Geburtstag bietet, zu benutzen, um die Erinnerung an das Wollen Emil Adols Roßmählers aufzufrischen. Denn er ist einer von denen gewesen, die nach der Niederlage der deutschen Revolution nicht feige und untätig beiseitetroden; nein, er suchte nun aus einem unüberwindlichen Fluß der innersten Ueberzeugung die engste Verbindung mit der Arbeiterschaft, um ihr den Weg zur Freiheit durch Förderung der geistigen Bildung ebnen zu helfen. Und als die Vortruppen der modernen Arbeiterbewegung sich rührten, um aus dem Stützlagslager des bürgerlichen Fortschrittes nach links abzurücken, sah er besorgt auf jeden Schritt, und schließlich grüßte er die Fahne der neuen Demokratie, als er nämlich sah, daß sie die Frage der Volks-erziehung, die ihm in der Mitte der ganzen Kulturbewegung stand, verständnisvoll in ihrer großen Bedeutung erfaßte.

Nur die ersten Jahre der deutschen sozialdemokratischen Bewegung erlebte Roßmäbler — er starb im Frühjahr 1867 —, aber er erlebte sie in Leipzig, also in der Stadt, die so etwas wie der Mutterboden der Bewegung war, und er hatte, wann er auch nicht vertrauensvoll mit Lassalle gehen mochte, doch gar wichtigen Anteil an dem Ereignis der ersten Schritte der deutschen Sozialdemokratie. Vom proletarischen Massenkampfgedanken darf man in seinen Schriften nichts finden wollen, aber er fühlte doch das herrschende Andauern der Schwüngen, die der Stoß der großen Revolution von 1789 erzeugte. Er sah in der politischen Bewegung seiner Gegenwart den „Kampf des Geistes mit dem körperlichen Machtbesitz“. Wenn ihn so sein Suchen nach einem tieferen Gedanken, der die Zerscherleinungen zusammenfassend erklärte, auch nicht über eine ideologische Spiegelung der Vorgänge hinausgelangen ließ, so war er doch in einer gebrochene-topfhängerischen Zeit einer, der nach großen, kämpferischen Gedanken suchte. Und das eben macht sein Leben von der Märzrevolution hinaus bis in die sechziger Jahre geschichtlich bemerkenswert: es zeigt uns ein Stück Entwicklung des politischen Denkens in Deutschland, ein Stück politischen Kampfes in der schweren Reaktionszeit der fünfziger Jahre und vor allem ein Stück Uebergang von der verfallenden bürgerlichen Demokratie zur proletarischen Sozialdemokratie.

Von solchem Uebergange redet uns auch das Leben des alten Demmler, das Leben Johann Jacob Hs., die beide wenig älter als Roßmäbler waren, aber länger lebten und den Uebergang mehr vollendeten als Roßmäbler. Dieser kam von der besondern Seite der Naturforschung her, und er hat immer selbst den engen Zusammenhang seiner naturforscherlichen mit seiner politischen Persönlichkeit betont. Er wollte Einheit in seinem Leben und Wesen fühlen: dieses Bedürfnis wurzelt in seiner durchaus nicht revolutionär-süßmischen, wohl aber im Kerne ehrlich-ernsten, sich selbst treuen Natur, die sich die Geschlossenheit ihres Charakters in den Zeitläufen nach 1848, die das Renegatentum so üppig wuchern ließen, zu bewahren wußte.

Roßmäbler mag 40 Jahre alt geworden sein, ehe er sich ernsthaft mit Politik zu befassen begann. Er war schon Lehrer an der Forstakademie zu Tharandt, als die Julirevolution ausbrach. Sie mag ihn immerhin berührt haben, aber sie wühlte sein Inneres nicht auf, brachte ihm keinerlei entscheidenden Antrieb. Aus seinen Knabenjahren reichten Erinnerungen an die Befreiungskriege und an die Vurschenschaft, die im Hause seines Vaters gewissermaßen ihren Herd gehabt, in seine junge Manneszeit herüber, aber die lösten bloß romantische Stimmungen aus, keine politischen oder gar revolutionären Regungen. Als im September 1830 in Dresden Unruhen ausbrechen, die das altfeudale Ministerium wegsetzen, legt Roßmäbler in größter Eile den dreistündigen Weg zur Residenz zurück. Ihn trieb aber ein

Kleines feuilleton.

sehr persönlicher Grund zu solchem Eifer: das herrschende Ministerium stand nämlich seinem schnelleren Gehaltsaufstieg im Wege. Erst die Mitte der vierziger Jahre bringt ihn der Politik näher. Auch er spürte die Erregung, die das Leipziger „Bürgerriesen“ durch Sachsen hin aufkommen ließ, jenes Niederriesen von Bürgern gelegentlich eines Besuchs des Prinzen Johann, des nachmaligen Königs, im Jahre 1845. Vom Rachen der Februarrevolution hatte er, wie er in seinen Lebenserinnerungen schreibt, „keine Ahnung“. Aber nun trieb es ihn aus dem kleinen stillen Tharandt nach Dresden, zu häufiger unmittelbarer Fühlung mit den politisch-oppositionellen Kreisen, und als das deutsche Parlament in der Frankfurter Paulskirche seine Arbeit begann, befand er sich unter den Abgeordneten. Und er sah links. Man wählte ihn in den Schulausschuß und er, der nicht einer einzigen Sitzung des Parlaments fernblieb, nahm die Ausschussarbeiten so ernst, daß von hier aus seine Lebensarbeit eine neue Richtung empfing. Auch an den Sitzungen des Rumpfparlamentes in Stuttgart nahm er noch teil und erlebte auch den gewaltsamen Schlußakt dieser ersten deutschen Volksvertretung am 18. Juni 1849.

Inzwischen aber war der Politiker reifer geworden; er hatte das Rachen der Reaktion sehr früh gespürt und keine Katastrophe überrannte ihn mehr. Die Zeit der Paulskirche war ihm eine rechte Lebensschule geworden. Er sagt in seinen Erinnerungen: „Keine Verhältnisse, wenn sie zumal das deutsch-gemüthliche Gesellschaftsleben begünstigen, rufen meist auch nur kleine Anschauungen hervor“, aber in der Paulskirche habe sich kein inneres Auge zu weiterem Umschauen geöffnet, kein ganzer öffentlicher Mensch sei dort mit unerlöschlicher festen Wurzeln begründet worden. Von dieser inneren Festigkeit zeugte denn auch die Tatsache, daß er weiterkämpfte, obgleich er nun wie alle demokratischen Führer sehr vereinsamt dastand: mit großem Gepränge und Gelächte hatte man ihn daheim zur Fahrt nach Frankfurt geleitet, aber als er zurückkehrte, vergaß kein Wahlkreis ihn vollständig. Und wenn eine Anklage wegen Hochverrats ihn auch nicht in den Kerker brachte, so war's doch mit der akademischen Laufbahn aus, die ehedem so still und friedlich und mit manch schönem kleinen Erfolg zwischen allerlei Getier, Steinen und Hölzern dahinzugezogen war.

Aber sein Entschluß war in eben dieser Kampfzeit geblieben: er tauschte gegen das kleine Auditorium in Tharandt ein ungleich größeres ein. In den Tagen der Niederlage war jene Frage ihm aufgestiegen: in welchem Verhältnisse in ihm die naturforscherliche Persönlichkeit zu der politischen stehe, um sie beide in Einklang zu bringen und, was eine nicht mehr leisten und nicht erreichen konnte, jener zu übertragen. Aus einem kleinen Aufsatz, der seinen zukünftigen Lebensplan skizzieren sollte und der unmittelbar nach dem Schluß des deutschen Parlaments aufgesetzt wurde, stammen die Worte: „Daß es den Deutschen an Freiheit fehlt, weiß nur gewiß jedermann. Aber es fehlt ihnen nicht bloß an politischer, staatsbürgerlicher Freiheit, sondern es mangelt ihnen, und das ist noch viel schlimmer, die innere sittliche Freiheit eines würdigen Menschenbewußtseins; das zeigt ihr tatloses Verhalten dem hereinbrechenden Absolutismus gegenüber. Der letztere Mangel wird es notwendig machen, daß, wenn jetzt der Absolutismus sich durch seinen dummen Haß ruinieren sollte, dem deutschen Volke von den demokratischen Siegern die Freiheit aufzuzwingen werden muß, denn von selbst werden die Deutschen an der Himmelsgabe schwerlich zulangem. Das ist dann aber eine Otkroyierung, die, wenn sie auch der Freiheit gilt, doch keinen wertgeschätzten Besitz gibt; denn eine Gabe muß ihren wahren Wert tief und unverlöschlich in das Bewußtsein des Empfängers graben, wenn dieser sie festhalten und mit Nutzen genießen soll. Dazu gehört Bildung.“ Diese Bildung sollte die Naturwissenschaft — sie sei „von Hause aus populär“ — verbreiten. Die politischen Gesetze erzögen bloß Staats- und Kirchenuntertanen, aber die Kenntnis der Naturgesetze, deren kundige Befolgung und Benutzung dem Menschen stets den größten Vorteil bringe, werde den Menschen zum Menschen bilden.

Also war der Uebergang vom akademischen Lehrer der Naturwissenschaft zum naturgeschichtlichen Volkslehrer, wie Nothmähler selbst sagte, durchaus politisch vermittelte. In den naturwissenschaftlichen Volksreden steckte ein für jene Zeit drückender, verfolgungsfürchtiger Reaktion gar nicht so sehr verborgener politischer Sinn: sie lehrten den Trost gegen die Autorität überlieferter Mächte in ihrer Weise. Nothmähler hob hervor, was Oken, der „duldbende Erstling der Maßregelungsstaatskunst“, bei Eröffnung der ersten Versammlung deutscher Naturforscher 1822 in Leipzig gesagt: er wolle aus diesen Versammlungen eine Macht gegen allerlei Feinde der Volksaufklärung machen. Und wo man den Feind des Volkes damals packen konnte, verriet das Wort der „Kreuz-Zeitung“: „Schulmeister und Bücherschreiber sollte man am eifrigsten ausrotten.“ Neben die Schwärmererei für deutschen Patriotismus stellte Nothmähler also die für „Naturpatriotismus“. Und er nahm den Kampf für Volksbildung als Volksredner so eifrig auf, daß es nicht lange dauerte, bis es Redeverbote und schließlich Ausweisungen setzte. In Mainz, Stuttgart, Frankfurt legte sich die Polizei in solcher Weise wider ihn ins Zeug. Schließlich brachten seine Reden ihn auch ein paarmal auf etliche Wochen hinter Schloß und Riegel, aber das bekümmerte ihn nicht. „Selbst im Gefängnis“, meinte er, „sind dem die Hände nicht gebunden, dessen Lebensberuf es ist, Menschenbildung fördern zu helfen.“

(Schluß folgt.)

st. Der erste Apostel der Toleranz. — Der erste, der absolute Duldung in religiösen Dingen als Prinzip aufstellte und vom Staate forderte, war nach dem Engländer William Lecky, dem vor einigen Jahren verstorbenen Verfasser der „History of Rationalism in Europe“ („Geschichte der Aufklärung in Europa“) ein Franzose im Reformationszeitalter namens Chatillon, nach der Gelehrtenliste von damals in Castello lateinisiert. Ein bedeutender Gelehrter und kühner Kritiker, hatte er, ehemals ein Freund des fanatischen Genfer Reformators Calvin, zu Genf eine Professur bekleidet. Er übersetzte die Bibel ins Lateinische und gelangte im Verlauf dieser Arbeit zu allerlei von den Theologen als legerisch verdamnten Ansichten, z. B. daß das Hohelied Salomos ein jüdisches Liebeslied sei, nicht eine mythische Allegorie. Noch mehr Anstoß erregte seine Zurückweisung der schnurrigen Lehre Calvins von der Prädestination (Vorherbestimmung Gottes über Seligkeit und Verdammnis der verschiedenen Menschen). Aus Genf vertrieben, erhielt er eine Professur zu Basel, wo er die barbarische Kegerverbrennung Servets auf Calvins Betreiben scharf verurteilte und zum erstenmal innerhalb des Christentums die Pflicht unbeschränkter und unbedingter Duldung predigte, die er mit der rationalistischen Lehre von der Straßlosigkeit des Irrtums begründete. Die dogmatischen Streitigkeiten, erklärte er, lämen ihm vor wie Kontroversen über die Frage, ob man sich weiß oder rot oder in einer anderen Farbe kleiden dürfe. Wegen solcher Fragen zu verfolgen sei so lächerlich wie grausam, und eine Religion, deren wesentliches Element die Verfolgung bildet, müsse ein Fluch für die Menschheit sein. Die Vorrede seiner Bibelausgabe enthält einen flammenden Aufruf für die Toleranz. Solche damals neue und verblüffende Gesinnungen erregten allgemein ungeheueren Unwillen, Calvin namentlich erwiderte darauf mit heftigen Schmähungen, verfolgte Castello mit giftigem Haß, bemühte sich, seine Verbannung aus Basel durchzusetzen, bezeichnete ihn als Agenten Satans und versuchte seinen nachgewiesenermaßen fleckenlosen Charakter mit größtmöglichen Verleumdungen anzuschwärzen. Von Protestanten und Katholiken gemieden, versank der äußerst lebenswürdige Mann in bitterste Not und soll beinahe dem Verhungern nahe gewesen sein, als der Tod ihn aus seinen Leiden befreite. Einige freundliche Aussprüche von Montaigne (st. 1592), der sein Ende als eine Schmach für die Menschheit bezeichnete, haben diesen ersten Apostel der Toleranz einigermassen der Vergessenheit entzissen.

— Sächsishe Volkswörter. Von der Pappo oder dem Papps, dem Drei, mit dem kleine Kinder aufgepappelt werden, ist das Zeitwort pappeln gebildet, das auch von Erwachsenen in der Bedeutung essen gebraucht und von dem gedehnten päpeln = reden nicht immer unterschieden wird. Pappeln ist seiner Bildung nach ein Verkleinerungswort von pappen; dieses Wort scheint nur in der spöttisch abweisenden Redensart vorzukommen: laß dich pappen! das heißt, laß dich mit Drei füttern wie ein kleines dummes Kind. Als eine Erweiterung der Wurzel papp, die den bei der Bewegung der Lippen entstehenden Laut nachahmt, stellt sich pampfen (im östlichen Erzgebirge hombn) dar mit der Bedeutung behaglich essen (nach Köhler), gern allerlei wohl-schmeckende Speisen genießen, sich göttlich tun, aber auch gierig und ungenügsam essen, stopfen (bayerisch pampfen); dazu stimmt die Bedeutung: beim Kaffeetrinken Gebäck eintunken (titzen), Brot in den Kaffee schneiden oder brocken, wofür in Zwönitz die Verkleinerungsform hambeln üblich ist. Eine Verstärkung von pampfen ist schlampampen gleich schwelgen, in Schlemmerei leben; das Wort beruht auf Zusammenfügung mit schlampen, niederdeutsch flampfen; Luther stellt einmal zusammen: des Prachts, Schlamps und Papps ist zu viel. Wenn im Bayerischen schlampen gierig und unreinlich essen heißt, außerdem aber auch nachlässig sein, von Sachen: nachlässig und schlapp herabhängen, so hat man wohl zwei verschiedene Zeitwörter schlampen anzunehmen. In Sachsen hat schlampen nur die zuletzt angeführten Bedeutungen, insbesondere die: das Kleid aufschlappen lassen (Zwickau), schlaff, liederlich sein, die Wirtschaft liederlich führen. Für dieses Schlampen ist schlapp das Grundwort, das sich wie Pappo durch Einfügung eines m. erweiterte. Demnach ist die Schlampe oder Schlumpe eine im Anzug und in der Wirtschaft liederliche Frau, und da die Pampe nur als Kaffeepampe = Kaffeeschwester auftritt, so wird nicht diese, sondern die Schlampe die Mutter der Schlampampe sein, das ist ein nachlässig gekleidetes, unordentlich einhergehendes Frauenzimmer, insbesondere eine Frau, die ihr Kleid auf der Straße schleppen läßt, in Leipzig auch ein beschränktes Frauenzimmer. Die Schlampampe ist aus der Schlampe durch eine ähnliche auf den Anlaut verzichtende Verdoppelung entstanden wie die Menge = Wischmash, Durcheinander, dummes Zeug von mengen, vergleiche Gemant = Gemenge, gemischtes Getreidefutterm (Rochlitz), und der Schlangantrich = langer Mensch (Oberhau), von schlant, schlentern.

en. Der Laß der alten Geigen. Zum großen Schmerz der Violinpieler und Geigenbauer hat es bisher nicht gelingen wollen, die berühmten Erzeugnisse der Stradivari, Amati, Guarneri usw. erfolgreich nachzuahmen. Der Laie wird das eigentlich unbegreiflich finden, denn er wird annehmen, daß die Wissenschaft mit ihren modernen Forschungsmitteln die Möglichkeit bieten sollte, eine solche alte Geige bis ins Kleinste zu studieren und nachzubilden. Trotzdem dies nun auch mit aller erdenklichen Feinheit geschehen ist, hat doch kein Geigenbauer der Neuzeit eine Leistung zustande bringen

Können, die sich gleichwertig den Kunstwerken der alten italienischen Meister an die Seite stellen könnten. Man hat verschiedene Erklärungen dafür angegeben. Einmal sollte nicht mehr so gutes Holz zur Verfügung stehen wie damals, sodann sollten die italienischen Geigenbauer bei dessen Auswahl und Behandlung besondere Rücksichten beobachtet haben, von denen man jetzt keine genügende Kenntnis hat; endlich aber soll der von ihnen zur Behandlung des Holzes benutzte Lack von größtem Einfluß gewesen sein. Das Unglück hat es gewollt, daß die damalige Schule des Geigenbaues das Geheimnis seiner Zusammensetzung und Zubereitung mit ins Grab genommen hat. Jetzt hat Vincent Cooper vor der in England bestehenden und auf die Förderung des Geigenbaues abzielenden Cremona-Gesellschaft die Ansicht entwickelt, daß der zur Herstellung des alten Geigenlacks benutzte harzartige Stoff nach der Auflösung einer ganz besonderen Behandlung unterworfen wurde. Es müsse eine Flüssigkeit benutzt worden sein, die auf einen löslichen Gummi ebenso wirkte wie Badpulver auf Leig, indem sie die Masse geschmeidig und elastisch machte. Was dies für eine Flüssigkeit gewesen ist, weiß man bisher noch nicht, und ihre Benutzung ist etwa um das Jahr 1800 außer Gebrauch gekommen. Immerhin stehen der wissenschaftlichen und technischen Erforschung nach dieser Richtung hin noch neue Wege offen, die vielleicht schließlich zum Ziel führen werden. Die reiche und glänzende Farbe, die ein Hauptmerkmal der alten italienischen Geigen ist, war nach der Ansicht von Cooper das Ergebnis eines eigenen künstlerischen Geschmacks der Geigenbauer und stand der Entstehung nach nicht mit der Entwicklung des Geigenbaues in einem engen Zusammenhang. Vielmehr hatte sich die Kunst der Malerei mit farbigem, durchsichtigem Lack bei den italienischen Künstlern schon seit Jahrhunderten entwickelt, ehe noch eine einzige Geige in Italien gebaut worden war. Diese Angaben können für den modernen Geigenbau nicht sonderlich ermutigend, im Gegenteil, sie legen die Schlussfolgerung nahe, daß wieder noch ein langes Studium dazu gehören könnte, ehe man hinter das Geheimnis der berühmten Cremoneser und ihrer Genossen gekommen sein dürfte. Es vergeht zwar kaum ein Jahr, in dem nicht irgendwoher die Kunde kommt, daß das Rätsel endlich seine Lösung gefunden habe. Bald werden Geigen aus einem ganz neuen Stoff verfertigt, z. B. neuerdings aus Porzellan, bald wird ein bisher unbeachtet gebliebener Stoff als jene mit heißem Bemühen gesuchte Ingredienz des alten Geigenlacks angepriesen, wie es unlängst mit dem aus China stammenden Hankau-Lack geschehen ist. Bisher aber haben diese Ankündigungen immer zweierlei miteinander gemein gehabt: zunächst die Behauptung ihrer Urheber, daß die nach ihrem Rezept hergestellten Geigen alles andere und womöglich auch die mit Gold aufgewogenen italienischen Violinen an Größe und Schönheit des Tons übertreffen, und zweitens den fatalen Umstand, daß man vergeblich auf praktische Beweise dieser Behauptung wartet. Vielleicht wird einmal ein glücklicher Zufall, der bei wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften schon so oft das Beste getan hat, auch in diesem schwierigen Punkt zur Aufklärung führen. —

t. Sandpumpen. Ein sehr merkwürdiger Bergbau, wenn man diesen Namen auf einen solchen Betrieb überhaupt noch anwenden darf, findet an einem Platz unweit der amerikanischen Großstadt Chicago statt, wo eine große Industrie-Gesellschaft ein Lager von feinem Sand für die Herstellung von Glas ausbeutet. Es ist ein echter amerikanischer Großbetrieb, der in verhältnismäßig kurzer Zeit dazu geführt hat, in dem Boden der betreffenden Vertikale eine ungeheure Höhlung von 45 000 Quadratmeter bei einer Tiefe von 30 Meter zu schaffen. Nach einer Mitteilung des „Kosmos“ werden dabei ganz besondere Maschinen verwandt, indem der Sand aufgepumpt wird, als ob er Wasser wäre. Eine Dampfmaschine pumpt zunächst Wasser aus einem Brunnen auf und schleudert es gegen die Sandwände, die unter diesem Druck zusammensinken. Das entstehende Gemisch von Sand und Wasser fällt in einen großen Behälter, wo es von einer weiteren Pumpe aufgenommen wird, die es durch Druckluft weiter befördert. In jeder Stunde werden auf diese Weise etwa 150 Kubikmeter der Mischung abgebaut, in denen etwa 50 Tonnen Sand enthalten sind. Die Sandpumpen müssen selbstverständlich Ventile von ganz besonderer Stärke besitzen. —

Völkerkunde.

— Neue Forschungen in Neu-Guinea. Die Wiener Akademie hat soeben einen ersten Bericht des Dr. R. Böck veröffentlicht, der sich Mitte 1904 für wissenschaftliche Forschungen nach Kaiser-Wilhelm-Land begeben hatte. In der „Tägl. Rundsch.“ finden wir folgenden Auszug. Böcks Messungen haben eine Reihe deutscher Unterschiede zwischen dem Papua, d. h. dem Eingeborenen Neu-Guineas, und dem Melanesen, dem schwarzen Bewohner der östlich und südöstlich davon gelegenen Inseln ergeben, so daß an dieser Scheidung, die einige Anthropologen schon ausgehen wollten, festzuhalten ist. Die Grenzen der beiden Sprachgruppen, der melanesischen und der papuanesischen, fallen aber mit der Rassengrenze durchaus nicht immer zusammen.

Die Stämme der Papuas zeigen einige körperliche Verschiedenheiten; viel häufiger und größer aber sind die Abweichungen in der Sprache, die selbst innerhalb ein und desselben Stammes auftreten können. Die Monumbo z. B., die in der Gegend von Pottsdamhafen wohnen, sind etwa 500 Köpfe stark und verteilen sich

auf einen nur zwei Stunden langen Küstenstreich; aber schon zwischen ihren östlichen und westlichen Dörfern gibt es mundartliche Verschiedenheiten.

Die verbreitete Annahme, daß die einzelnen Papuastämme vollständig abgeschlossen von einander wohnen, ist nicht richtig. Es gibt vielmehr überall einen ausgedehnten Handelsverkehr, daneben oft allerdings vollständige Feindschaft unmittelbar benachbarter Stämme. Körperliche Entartung infolge von Inzucht hat Dr. Böck bis jetzt noch bei keinem Volke gesehen. Entweder waren die Stämme doch zu groß, oder noch nicht lange genug abgeschlossen, oder es wurden die Folgen der Inzucht durch Wechselheirat oder Kindertausch verhindert.

Unter den Kai im Hinterlande von Finschhafen fand Böck etwa 800 erwachsenen Männern neun, die unter 140 Zentimeter (bis herab zu 133 Zentimeter) hoch waren; er ist geneigt, in ihnen den Rest einer jetzt im Kaiboll aufgegangenen Zwergebewölkerung zu erblicken.

Die Papuas nähren sich zwar immer vorwiegend mit Pflanzenkost, aber nie allein damit. Sie essen hauptsächlich Knollenfrüchte: Yams, Taro und Süßkartoffeln; in vielen Gegenden ist Sago ein Hauptnahrungsmittel. Daneben werden viele Bananen, Brotfrucht, mitunter auch der von Malaien eingeführte Mais gegessen. Das Fleisch liefert vor allem das überall gezüchtete und auch wieder verwilderte Schwein, der Hund und die Fihner. Die Beutetiere, zu denen alle Säugetiere des Gebietes außer dem Schwein, dem Hunde, der Maus, der Ratte, dem fliegenden Hund und der Fledermaus gehören, spielen wegen ihrer Kleinheit und ihrer schweren Erreichbarkeit keine wichtige Rolle als Nahrungsmittel, und die Vogeltiere wird von den Wäffern der Papuas auch wenig belästigt. Dagegen werden an der Küste immer Fische und viele Muscheln verzehrt, auch die Flüsse liefern Fische (namentlich Aale) und Krebse. Wo die Fleischnahrung knapp ist, kann man mitunter bedeutenden Fleischhunger beobachten. Bei den Kai kommt es daher vor, daß eine gebratene Feldmaus unter vier und mehr Menschen verteilt wird. Dr. Böck hält es für zweifellos, daß die Freude am Menschenmahl in Neu-Guinea zum Teil wenigstens in Fleischhunger wurzelt; zum Teil liegen der Menschenfresserei allerdings auch verteilte überfüllte Vorstellungen zugrunde.

Ein Teil des Eigentums der Papuas gehört der ganzen Dorfschaft, andere Dinge dürfen nur mit Erlaubnis der Verwandten veräußert werden, wieder anderes ist persönliches Eigentum. Der Besitz des einzelnen gleicht sich aber immer wieder so aus, daß alle gleich reich sind.

Bei der Prüfung der Schnitzereien der Monumbo ergab sich, daß die Bedeutung der Verzierungen der großen Masse des Volkes unbekannt ist, nur einige einflussreiche alte Männer wissen sie zu deuten, diejenigen, in denen die Ueberlieferungen des Volkes fortleben, dieselben, die die Sagen, Gesänge und Zeremonien ihres Volkes kennen. Selbst der, welcher die Verzierungen nach vorliegendem Muster oder aus der Erinnerung schnitzt, ist sich über ihre Bedeutung völlig im unklaren. Nur einzelne Stämme schnitzen wirklich gut, vor allem die an der Mündung des Augusta-Flusses; von diesen beziehen die Monumbo ihre guten Holztrommeln und Masken. Auch alle ihre Tänze und Gesänge stammen von diesen Völkern, und man darf daher an der Mündung des Augusta-Flusses einen größeren Kulturmittelpunkt vermuten. Weder die Monumbo und die Leute am Augusta-Flusse verstehen ihre eigenen Gesänge; es sind also Worte einer alten, heute schon vergessenen und nicht mehr verstandenen Sprache. Dr. Böck hat phonographische Aufnahmen des Textes dieser Gesänge sowie auch der Sprache der Eingeborenen, ihrer Trommelzeichen und einiger Weisen auf Musikgeräten gemacht. —

Notizen.

— Das Wiener Deutsche Volks-Theater hatte im Vorjahre einen Preis von 2000 Kronen für das blühendste Stück ausgeschrieben. 559 Arbeiten waren eingegangen. Jetzt haben die Preisrichter die drei relativ besten zur Aufführung vorgeschlagen. Es sind dies: „Versöhnung“ von Helene Hirsch, „Vor sacrum“ von Marie delle Grazie, „Der Stein von Bifa“ von Leo Hirschfeld. Die drei Stücke werden noch in dieser Saison im Volks-Theater aufgeführt, und drei Wochen nach der Aufführung des dritten Stückes erfolgt die Zuerkennung des Preises für jenes, das die stärkste Bühnenwirkung hatte. —

— „Salome“ von Richard Strauß hat bei der Aufführung in Breslau jubelnden Beifall gefunden. —

— Eine große Kunstgewerbe-Ausstellung soll 1907 auf dem Terrain zwischen der Hardenbergstraße und dem Kurfürstendamm stattfinden. —

— Schinkel-Wettbewerb. Auf dem Gebiet des Hochbaues (Aufgabe: Ausgestaltung eines Marktplatzes in einer mittelgroßen Stadt) erhielt den Staatspreis und die Plakette mit dem Bildnis Schinkels der Regierungsbauführer Friedrich Lahrs; auf dem Gebiet des Wasserbaues (Aufgabe: Entwurf zu einem Fischer- und Handelshafen an der deutschen Nordsee Küste) der Regierungsbauführer Georg Ortman, und auf dem Gebiet des Eisenbahnbau (Aufgabe: Entwurf zu einem Verschleppbahnhof zwischen Reubabelsberg und Zehlendorf) der Regierungsbauführer Erich Lehmann. —